

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 33 (1951)
Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementpreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.-. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnement-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Wintertur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstrasse 89, Zürich 1, Telefon 272975, Postcheck-Konto VIII 12423
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Wintertur AG., Zürcherli 1, Telefon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Platzierungsversuchen der Inserate. Inseratenschluss Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Mutter was hast Du während des Kampfes ums Frauenstimmrecht getan?

Ab und zu wird in unseren Zeitungen berichtet, was ein Ausländer zur Tatsache, dass die Schweiz als älteste Demokratie ihren Bürgerinnen das Mitspracherecht immer noch vorenthält, sagte. In den diesbezüglichen Publikationen, die die Schreiberin zu sehen bekam, wurde ausnahmslos nur das wiedergegeben, was der ausländische Gesprächspartner über die wertvolle Mitarbeit der Frauen in seinem Heimatstaat, die sich überhaupt nicht mehr wegdenken liesse, und das hohe Ansehen, das die Frauen dort geniessen, äusserte.

Nach jahrelanger eigener Erfahrung auf diesem Gebiet will ich sagen, dass die in Frage stehenden Artikel den Sinn der Gespräche, wie sie jeweils stattzufinden pflegen, nicht genau zu vermitteln vermochten. Wohl wird die erwähnte Anerkennung den Frauen restlos gezollt. In allen diesbezüglichen Gesprächen, an denen die Schreiberin sich während der letzten Jahre im In- und Ausland beteiligen durfte, wurden aber solche anerkennenden Worte für die Leistungen der eigenen Frauen von den Gesprächspartnern erst dann geäussert, nachdem sie ihrer Überraschung darüber, dass die Schweizerinnen sich eine solche Behandlung gefallen lassen, Ausdruck gegeben hatten. Wo auch immer die Unmöglichkeit der Schweizerfrau zur Sprache kam, war die spontane Reaktion der Ausländer in erster Linie ausnahmslos die Frage, ob die Schweizerinnen sich eine solche Behandlung denn gefallen lassen, oder warum die Schweizerinnen sich das gefallen lassen. Das ist eine Tatsache, mit der wir Schweizerbürgerinnen uns abfinden müssen, ob es uns angenehm ist oder nicht, und diese Frage von Ausländern sollten wir uns in Erinnerung rufen, wenn wir uns die nun zu unternehmenden Schritte überlegen.

Nicht jeder Frau ist es gegeben, zu kämpfen. Wichtig scheint mir jedoch, dass die Gleichgesinnten unter sich zusammenkommen. Dabei denke ich in erster Linie an die Frauen, die mit mir der Auffassung sind, dass die Frage „Frauenstimmrecht oder nicht?“ durch eine Volks- (lies Männer-Abstimmung) nicht endgültig entschieden werden kann. Als in der Alten Eidgenossenschaft die Vorrechte der Aristokratie abgeschafft wurden, waren es ja auch nicht die Aristokraten, die darüber abstimmen, ob man das allgemeine Stimmrecht einführen wolle oder nicht. Hätten sich unsere Vorfahren damals um in der Zwischenzeit ebenfalls auf die Behauptung verstanden, dass der einzig gangbare Weg eine Abstimmung unter den zur Zeit Privilegierten sei, so wären heute wohl nicht nur die Schweizerfrauen unmündig, sondern z. B. auch die saragaischen Jungbauern würden als Bürger eines Untertanenkantons noch ähnliche bürgerliche Rechte geniessen wie die Schweizerbürgerinnen.

Auch von den Bewürwortern des Frauenstimmrechts — und es ist kein Zufall, dass das die bedeutendsten Männer ihres Standes sind — wird unumwunden zugegeben, dass mit einem negativen Abstimmungsergebnis zu rechnen sein wird. Jetzt schon unter sich den Kontakt aufzunehmen, wird deshalb Aufgabe unserer kämpferischen Mitschwestern sein. Wenn es auch verfrüht wäre, heute schon über das, was man nachher tun könnte,

öffentlich zu sprechen, so sollten doch die Möglichkeiten im engen Kreise besprochen und, um ein Beispiel zu nennen — die Stärke der Frauen, die sich gegebenenfalls an einem Steuerstreik beteiligen würden, festgestellt werden.

Dabei braucht das Vorgehen, auf das man sich für nachher — also nach dem Vorliegen des negativen Ergebnisses der Männerbefragung — einigt, nicht unbedingt den Steuerstreik zu sein. Er würde jetzt lediglich als Beispiel gewählt, weil — wie bereits erwähnt — verfrüht scheint, andere, weniger bekannte Möglichkeiten heute schon zu veröffentlichen und damit zur Kenntnis auch der Gegner unserer Sache zu bringen. Das Beispiel des Steuerstreiks eignet sich zudem ebenso gut wie jedes andere, um das, was das allerwichtigste ist, speziell zu betonen. Was immer später unternommen werden wird, Voraussetzung für den Erfolg ist und bleibt nämlich die Solidarität. Solidarität in unserem Beispiel also in dem Sinne, dass man mitmacht, und Solidarität ebenfalls im weiteren Sinne, dass man selbstverständlich an keiner Versteigerung von im Zusammenhang mit dem Steuerstreik gepfändeten Gut als Käuferin auftritt, oder solches Gut, selbst wenn es noch so vorteilhaft zu haben wäre, in seinen vier Wänden aufstellt.

Beschliessen ein paar wenige Frauen, aus Protest inskünftig keine Steuern mehr zu bezahlen, so wird man sich ganz einfach betreiben, und der (Männer-) Staat lacht sich ins Fäustchen. Ist dagegen die Mehrzahl der Steuerzahlerinnen bereit, mitzumachen, so sieht das Bild für uns ganz anders aus. Der Beamtenapparat der Steuer- und Betreibungsämter dürfte sehr wahrscheinlich nicht ausreichen, um alle sich Beteiligten einfach zu betreiben. Es müsste also einmal darüber konferiert werden, wie die Mehrarbeit bewältigt werden soll, oder wie man sonst gegen die kämpferischen Bürgerinnen vorgehen will. Ueber stattgefundenen Verhandlungen würde in den Zeitungen berichtet. Damit wäre einmal mit der so bequemen Ausrede, dass die Schweizerfrauen das Stimmrecht nicht wollen, endgültig aufgeräumt, und vielleicht dürfte nicht zuletzt die Angst, dass solche Berichterstattungen auch vom Ausland gelesen werden könnten, dazu beitragen, unserer Sache endlich einen bedeutenden Schritt vorwärtszuhefen. Deshalb noch einmal und immer wieder: Schweizerfrauen, seid endlich einmal solidarisch!

Der Übergang von der alten zur neuen Eidgenossenschaft vollzog sich, wie bereits erwähnt, nicht auf Grund einer Abstimmung unter den damals privilegierten Kreisen, sondern ganz einfach, weil diese fortschrittliche Entwicklung zeitgegeben war. Nun ist es höchste Zeit, der veränderten Stellung der Frau in der Volksgemeinschaft endlich auch in der Schweiz Rechnung zu tragen. Es geht nicht an — nur weil unrichtige Männer, die vorläufig leider noch in der Mehrzahl zu sein scheinen, den für sie bequemeren Weg vorziehen, der Frau die Türe zum Erfolg von vornherein zu verschliessen, anstatt sich selber anzustrengen — auf der ganzen Linie die Neuerungen und Erfindungen der Gegenwart zu begrüssen und mitzumachen, was die Stellung der Frau anbelangt jedoch auf der Beibehaltung

zung der Zustände, wie sie zur Zeit der Postkutschromantik üblich waren, beharren zu wollen. Immer und immer wieder heisst es, die Schweizerfrauen wollen das Stimmrecht gar nicht. Es ist dieses für die Gegner so bequeme Argument, das unserer Sache bis jetzt am meisten geschadet hat. Deshalb scheint es mir etwas vom allerwichtigsten zu sein, dass wir Befürworterinnen immer und überall, wo sich Gelegenheit bietet, uns als Anhängerinnen des Frauenstimmrechts zu erkennen geben. Das Kämpfen ist, wie bereits erwähnt, nicht Sache jeder Frau. Aber vom Uninteressiersein bis — um bei unserem Beispiel zu bleiben — zum Steuerstreik — ist ein weiter Spielraum. Die Hauptsache ist, dass jede von uns etwas tut. Das Erfreulichste, das wir haben ist das „Schweizer Frauenblatt“. Diese sich unermüdllich für uns einsetzende Zeitung tatkräftig zu unterstützen scheint mir selbstverständliche Pflicht. Nicht weniger selbstverständlich dünkt mich die Berücksichtigung der Inserenten unseres Leitblattes. Wenn

An unsere geehrten Abonnenten und Mitarbeiter

Anlässlich der bevorstehenden Ferienablösung möchten wir unseren Mitarbeiterinnen wieder einmal einige redaktionelle Wünsche zur Beherrigung unterbreiten.

1. Unverlangten Manuskripten ist das Rückporto beizulegen.
2. Oben an jedem Manuskript ist in der linken Ecke Name und Adresse des Einsenders anzugeben.
3. Manuskripte aktuellen Inhalts sollten für die Nummer der folgenden Woche, womöglich bis Freitag oder Samstag eintreffen, damit sorgfältig disponiert werden kann, dies besonders während der Ferienvertretung von Zürich aus.
4. Vereinsanzeigen für die laufende Woche, inkl. Samstag müssen jeweils in der Nummer der vorhergehenden Woche erscheinen, um wirksam zu sein.
5. Mitteilungen an die Administration sind, soweit sie Adressänderungen, Abonnementfragen usw. betreffen an diese und nicht an die Redaktion zu adressieren.

Für Beachtung dieser Wunschliste sind herzlich dankbar

Redaktion und Administration
Schweizer Frauenblatt

auch damit gerechnet werden kann, dass ein tüchtiger Geschäftsman weiss, dass gerade die vielbeschäftigten Frauen, zu denen in der Regel die „denkenden“ Frauen und damit die Freundinnen unserer Zeitung gehören, wenig Zeit für Einkäufe zur Verfügung haben und deshalb für Hinweise doppelt dankbar sind, darf doch weiter angenommen werden, dass die Mehrzahl der Inserenten unseren Bestrebungen freundlich gesinnt ist.

Bei dieser Gelegenheit sei der Schreiberin gestattet, im Zusammenhang mit den Inseraten einen schon langegehenden Wunsch zu äussern. Immer wieder kommt es vor, dass eine alleinreisende Frau im Hotel feststellen muss, dass alleinreisende Herren aufmerksamer bedient werden als sie. Niemandem fällt es zum Beispiel ein, wenn die Einertische rar werden, zwei Herren, die sich nicht selber zu-

sammengefunden haben, oder sogar einen älteren Herrn und einen Swingboy, am gleichen Tisch zu placieren. Warum nur ist man mit Frauen weniger aufmerksam? Es ist so ermüdend, mit einem gänzlich andersgearteten Menschen täglich zweimal während der Hauptmahlzeiten Konversation machen zu müssen. Können nun nicht die Hoteliers die Frauen, und vor allem alleinreisende Frauen, gleich aufmerksam behandeln wollen wie die männliche Kundschaft, dadurch, dass sie in unserer Zeitung für ihr Haus werben, uns von ihrer zeitgemässen Einstellung zur Frau Kenntnis geben?

Eine feine Bekannte, der es nicht lag, viele Worte im Zusammenhang mit einer Sache zu machen, die so selbstverständlich ist, pflegte ihre Einstellung auf die unauffällige Art kundzutun, dass sie vorwiegend Frauenbücher schenkte. Wohl auf dem Geburtstags- oder Weihnachtstisch ihres Verwandter und Bekanntenkreises hat sie einmal „Schweizerfrauen der Tat“ und das Lebensbild der von ihr hochverehrten Frau Dr. Marie Heim-Vögtlin, der ersten Schweizerärztin, gelegt. Diese vornehme Art der Werbung sei allen ähnlich stillen Mitschwestern zur Nachahmung empfohlen.

Viele junge Schweizerinnen endlich wagen es, aus Furcht, sie könnten keinen Mann kriegen, nicht sich als Befürworterinnen zu bekennen. Hier mit Vorurteilen aufzuräumen dürfte eine dankbare Aufgabe für erfolgreiche Frauen sein. An sie geht deshalb die Bitte, ab und zu junge Menschen zum Tee einzuladen, um mit ihnen in der geeigneten Atmosphäre ihres behaglichen Heims dieses Problem zu diskutieren. Dass die Frau, die angeblich nur Hausfrau und Mutter sein will, in Wirklichkeit nicht ganz dem Ideal des jungen Schweizlers entspricht, dürfte schon anhand der Tatsache, dass so viele Schweizer Ausländerinnen als Lebenskameradinnen heimführen, leicht zu beweisen sein. Und einer erfolgreichen Frau, das heisst einer Frau, die zu ihrem Leben „Ja“ sagt, glaubt man ja so schnell.

Viel wichtiger als «was» man tut, ist, dass jede von uns etwas tut. Möglichkeiten, für unsere Sache zu werben, gibt es unzählige. Das schwierigste Problem dürfte sein, die gleichgültigen Hausfrauen und Mütter wachzurütteln. Es wird den Schweizern oft vorgeworfen, es sei ihre grösste Sorge, dass die Kinder es einmal besser als ihre Eltern haben sollen. Ganz so materialistisch kann die Einstellung der schweizerischen Bevölkerung doch nicht sein. Wenn das so wäre, würden wohl kaum so viele Mütter in der Frauenfrage eine Stellung einnehmen, die der eigenen Tochter doch möglicherweise einmal schaden wird. Keine Mutter weiss, wie sich das Leben ihrer Tochter gestalten wird, und welches ihre Sorgen und Kämpfe sein werden. Die Einstellung der gleichgültigen Mütter, die es den Ledigen überlassen, sich für ihre Töchter einzusetzen, ist deshalb unverständlich.

Ein englischer Offizier erzählte uns, dass das erfolgreichste Plakat, und dem während des Ersten Weltkrieges für den Eintritt in die Armee geworden wurde, dasjenige war, das einen Vater mit seinem Sohn darstellte. «Daddy, was hast Du während des grossen Krieges getan?», frug der Bub den Vater. «Mutter, was hast Du während des Kampfes ums Frauenstimmrecht getan?» wird vielleicht manche Mutter von ihrer eigenen Tochter schon bald gefragt werden. Es wäre wirklich schön, wenn die schweizerischen Mütter heute dafür sorgen würden, dass sie diese Frage später nie zu fürchten brauchen!
Ann Mary.

Unbedachte Worte

Von E. Spahn-Guyser

Die zwanzigjährige Nina ist zu Tante Gotte auf Besuch gekommen. Es ist immer ein guter Tag, wenn Tante und ihr Patenkind zusammensitzen können. Allzuoft geschieht es freilich nicht; sie wohnen nicht am selben Ort und jede hat ihren bestimmten Pflichtenkreis, der ihre Zeit voll und ganz in Anspruch nimmt. Aber wenn es ab und zu sein darf, so geniessen sie die guten Stunden aus Herzensgrund. Sie sitzen im gemütlichen kleinen Esszimmer am Tisch beim Fenster. Zwischen ihnen steht nichts als die alte, gute Kaffeekanne, die ihren duftenden braunen Trank schön gleichmässig in die hübsch geblumten Mokkatassen giesst und eine warme, trauliche Stimmung schafft. Trotz dem Altersunterschied von mehr als dreissig Jahren sind Tante und Nichte die besten Freundinnen, die so recht von Herzen zusammen plaudern können. Wie's der Augenblick eben einigt, wechseln Ernstes und Heiteres miteinander ab.

«Achja, Tante Gotte, und nun muss ich dir noch etwas erzählen, von dem ich unbedingt wissen möchte, was du dazu sagst.»

Es ist dem jungen Mädchen anzusehen, dass es etwas Aussergewöhnliches sein muss. Ein Schützen ist über das helle Gesicht geblieben, zwischen dem schön geschwungenen Augenbrauen liegt eine kleine, steile Falte. Tante kann zuhören und ganz still, ohne Zwischenbemerkungen dasitzen bis sie spürt, dass ihr Vis-a-vis nun all das gesagt hat, von dem es sich lösen und befreien muss. Das weiss ihr Patenkind aus Erfahrung. Man braucht nicht erst umständliche Einleitungen zu machen und Erklärungen abzugeben. Man kann ganz einfach beginnen.

«Vor ein paar Sonntagen hat unser Pfarrer über das Wort gepredigt: «Eure Rede sei ja, ja; nein, nein! Was darüber ist, das ist vom Uebel». Unter anderem sagte er, dass gedankenlos gesprochene, unbedachte Worte schon mehr Menschen verunmündigen als das ein schlimmer Krieg zu vermöge. Mit dieser Behauptung wollte er weder den Krieg verherrlichen, noch seine Furchtbarkheit verkleinern oder bagatellisieren; aber er halte es für dringend notwendig, seiner Gemeinde immer wieder zu sagen, dass es absolut nicht gleichgültig sei, was die Leute so daher reden. Worte seien Realitäten; sie könnten Glück, Freude, Trost und Hilfe bringen, aber auch viel böses Unheil anrichten. Man habe Beispiele dafür, dass unbedachte, gedankenlose Bemerkungen junga Menschen schon auf die Verbrecherlaufbahn getrieben hätten.

Du weisst, Tante Gotte, dass ich unsern Pfarrer gut leiden mag und dass es darum nicht Kritikersucht ist, wenn ich finde, dass man auch auf der Kanzel nicht übertreiben sollte.»

Tante schweigt noch immer. Sie merkt, dass der sonst so fröhliche, unbekümmerte Plaudermond auch gleich die Einwände des jungen Menschenkinde geltend machen muss, die wie Zündstoff in ihm rumrennen. Die kleine, eifrige Nichte argumentiert denn auch sofort heftig: «Warum hat denn Gott den Menschen die Mannigfaltigkeit der Sprache gegeben, wenn sie doch nur sagen sollten, was sie unbedingt sagen müssen? Hat denn nicht schon oft eine vertrauliche Aussprache, ein aufmunternder Zuruf oder ein fröhlicher Scherz schwere Sorgen oder eine niedergedrückte Stimmung verschuehen helfen, so dass man seine Last wieder williger aufgenommen und leichter getragen hat? Wie froh und warm ist

einem doch zu Mute, wenn man einen fröhlichen Abend verbringt, an dem man so recht aus Herzenslust hat schwatzen und lachen können! Wo bliebe denn die Gemütlichkeit, wenn man bei solchem Anlass immer zuerst gründlich überlegen und nachdenken müsste, was man wohl sagen dürfte und was eventuell Schaden anrichten könnte?! Bei einem gemüthlichen Hock studiert man wahrhaftig keine Vorträge ein! Worte sind wie Schall und Rauch, die kommen und vergehen, oder wie bunte, schillende Seifenblasen, an denen man sich einen Augenblick lang freut und belustigt, und die man wieder vergisst, sobald sie zerplatzt sind. Wenn die Pfarrer harmlose Dinge derart erbauschen, so kann man sie überhaupt nicht ernst nehmen.»

Fast herausfordernd sieht das junge Mädchen ihre alte Freundin an und die fragenden Augen heischen eine Antwort.

«Ich bin froh, dass du von Dingen gesprochen hast, die dich so stark unterreiben», sagt Tante, und auch darüber, dass du dich mit einer Predigt auseinandersetzt. Erst so wird sie fruchtbar. Ich glaube, weder Gott noch Christus wollen den Menschen ein frohes Plaudern, fröhlichen Scherz und munteres, harmloses Lachen und Lustigsein verwehren und verbieten. Trotzdem hat unser Pfarrer sehr recht, wenn er vor unbedachten, gedankenlos hingeworfenen Worten warnt und mit aller wünschenswerten Deutlichkeit auf das Unheil hinweist, das sie anrichten können.»

Aber statt trockener Belehrungen ist es wohl besser, wenn ich dir eine Geschichte erzähle, die ich in meiner eigenen Jungmädchenzeit erlebt habe. Ich komme darin freilich nicht gut weg; doch zeigt sie dir deutlicher als die klügste Unterweisung, dass gedankenlos gesprochene, unbedachte Worte Wunden schlagen können, die schwer oder gar nicht he-

len; und dass sie auch für den, der sie gesprochen hat, eine Belastung bedeuten, die er das ganze Leben hindurch schleppen muss und nie los wird, besonders, wenn er nicht die Möglichkeit bekommen kann, jene achtlos und unbedacht geplapperten Worte zurückzunehmen und sich dafür entschuldigen zu können.»

«Bitte, erzähle, liebe Tante», sagt Nina und sieht gespannt und doch etwas bekommen zu ihr auf.

«Ich war noch nicht neunzehn Jahre alt. Wir hatten seit einigen Monaten einen baumlangen Sachsen als Obermeister in unsern Gesang. Manchmal, aber nicht sehr oft, kam es vor, dass wir zusammen plauderten, wenn ich allein auf dem Büro war und er gerade etwas holen oder bringen musste. Aber das schwerwiegende Missverständnis, das aus diesen gelegentlichen Plauderstunden entstand, ist, hat vielleicht seinen verhängnisvollen Anfang in der dummen Nastuchgeschichte genommen.»

Nach dem Mittagsbroschluss hatte ich eines Tages noch eine Besorgung auf der Post zu machen. Der Weg führte an unserm Wohnhaus vorbei. Ich ging nicht hinein, denn ich musste noch vor Schalterchluss auf der Post sein, und die Kirchturnuhr zeigte schon zehn Minuten vor Zwölf. Auf einmal merkte ich, dass ich mein Nastuch in der Büroschürze vergessen hatte. Das Einfachste und darunt Gescheiteste wäre nun gewesen, die wenigen Schritte zum Wohnhaus zurück zu gehen und auf meinem Zimmer ganz schnell ein neues Taschentuch zu holen. Aber ich hatte ja keinen Schruppen und die kurze Strecke zur Post und zurück würde ich wohl ohne Taschentuch auskommen. Doch auf der Post bekam ich plötzlich das fatale Gefühl, meine Nasenpitze fühle sich feucht an. Schnell und diskret legte ich die rechte Hand über den Mund und hustete. Durch diese wohlgezogene Geste

Gedanken einer Zürcher Bäuerin zum offenen Brief der Zürcher Frauenzentrale

Wenn wir uns in einigen Tagen zur Feier des erste August rüsten, will wohl die richtige Freude nicht so recht in uns aufkommen. Schon die anhaltend schlechte Witterung, die zum Teil unsere Ernten vernichtenden schweren Gewitter wirken demprimierend auf uns ein. — Darum hatte auch dieser offene Brief an den Bundesrat von der Zürcher Frauenzentrale eine geradezu niederschmetternde Wirkung auf uns.

Sind das die gleichen Frauen, die vor kaum zwei Monaten uns begeistert jubelten, als wir durch die festlich geschmückten Strassen der Stadt zogen. Sind das die gleichen Frauen, die uns am Pflegerinnen-Schulbar spontan die Hand drückten, weil unsere Bäuerinnen mit grosser Freude und Hingabe zum guten Gelingen soviel beigetragen haben.

Sind das die gleichen Frauen, die über den Krieg unsere Flicksücker abnahmen, die gleichen Mütter, die uns ihre Söhne und Töchter als Hilfe schickten. Sind es die gleichen Frauen, die letztes Jahr so sehr bedauerten, dass der Bundesrat so grosse Mengen Früchte importierte, aber eben leider nichts gegen solche Massnahmen unternehmen konnten! — Heute, wo ihr meint, zu unseren Gunsten benachteiligt zu werden, könnt ihr dem Bundesrat beinahe drohen, scharf und wirksam zu werden.

Habt ihr nicht überlegt, dass dieses Jahr der Bundesrat gerade eueretwegen diese Massnahmen treffen musste. Denn gerade letztes Jahr habt ihr gezeigt, dass ihr nicht, wie es sich für gute Schwei-

zerinnen ziemen würde, euren Bedarf zuerst an inländischen Produkten decktet. Nein, ihr konntet eurem Gluscht nicht widerstehen und wartet bis der Hergott auch unsere Früchte reifen liess, und kauftet so grosse Mengen fremder Produkte, dass schlussendlich die unsrigen zu Schleuderpreisen abgegeben werden mussten oder einfach verfaulten. Neben der militärischen und geistigen Landesverteidigung ist gerade so wichtig die wirtschaftliche, habt ihr das vergessen?

Müssen wir wirklich immer mehr zur Auffassung kommen, nur in Zeiten der Not für euch eine wertvolle Sicherheit zu sein. Glaubt ihr wirklich, dass solche Zwiertacht unsrem Lande nützlich sei, oder nicht vielmehr guter Nährboden werden könnte für schadenbringende Elemente?

Muss das wirklich so sein, dass Jahr um Jahr von einem Kreis von Stadtfrauen in irgend einer Weise ein Skandal ausgelöst wird, um unsere Erzeugnisse zu misskreditieren und damit die Preise zu drücken?

Haben wir uns nicht zu jener Zeit, wenn ihr es wünschtet, uns zur Verfügung gestellt, um auch gerade in solchen Fragen die nötige Auskunft unsererseits zu geben. Eines ist sicher, ihr habt uns Bäuerinnen wieder einmal einen Schlag versetzt, der nicht mehr mit guten Worten und allerlei Zusicherungen geheilt werden kann, und zugleich den guten Ruf der sonst vorbildlichen Stadt-Zürcherinnen gehörig ins Wanken gebracht hat.

B. Pünter

Die Redaktion äussert sich

EL. St. Da seit der Veröffentlichung des «Offenen Briefes der Zürcher Frauenzentrale» bei der Redaktion anhaltend Telephone, Briefe, Meinungsäusserungen einlaufen, scheint es uns berechtigt, zu dieser subtilen und unerquicklichen Diskussion einige Worte zu sagen, in der Hoffnung, dass diese dann nicht wieder einen Sturm auslösen werden.

Als der offene Brief zur Veröffentlichung eintraf, war ich mir sofort klar, dass er eine unerfreuliche Diskussion entfesseln werde, weil verschiedene darin dazu berechtigten Anlass gab, vor allem die nicht sehr glückliche Formulierung einiger an und für sich berechtigter Einwände. Wenn man bei uns in der Schweiz von Diktatur spricht, besonders in Wirtschaftsfragen, so wird der Schweizer stets empfindlich. Es ist besser «von gelenkter Wirtschaft» zu sprechen, was in diesem Fall sicher auch zutreffender gewesen wäre. Dann kam der Protest, wenn er absolut kommen sollte, mindestens 3 Wochen zu spät, was sich psychologisch sehr schlecht auswirkte, indem in den letzten Wochen die Aussichten für die Landwirtschaft dank der miserablen Witterung entschieden zu Sorgen Anlass gaben. Dass durch den Bundesrat die Verwertung der in weiser Vorsorge gelagerten Kartoffeln verfügt wurde, und diese nicht der Einsicht der Hausfrauen anheim gestellt wurde, kann ihm niemand übel nehmen, der offenen Auges die oft unverständliche Einkaufsmoralität unserer Stadtfrauen auf dem Markt beobachtet. Was zu beanstanden war, das war der hohe Preis, der für diese alten Kartoffeln vielerorts bezahlt werden musste — aber gerade dieser Punkt wurde nicht berührt.

Dass es den Tatsachen entspricht — und dagegen kommen alle Stellungnahmen der Landwirtschaft nicht auf —, dass die ganze wieder scharf einsetzende Teuerungswelle sich auf dem Buckel und Portemonnaie der Konsumenten abspiegt, und dass diese das Gefühl haben müssen, dass für sie sich eigentlich ausser der Migros, niemand einsetzt, wissen die Hausfrauen am besten; wobei auch Gegner der Migros von deren Massnahmen nutziessen.

Gewiss wird auch die Landwirtschaft diese Teuerungswelle zu spüren bekommen, aber wenn sie bedenkt, dass durch weitgehende Selbstversorgung für sie der immerhin wichtige Faktor Ernährung zum Teil als Barausgabe wegfällt oder doch stark gemildert ist, so wird sie mit gutem Willen doch verstehen müssen, dass das Problem der Preisgestaltung der täglichen und notwendigen Lebensmittel für die Konsumenten, besonders der Städte,

eine lebenswichtige Frage ist, zumal für grosse, kinderreiche Familien.

Zugegeben, und zwar aus überzeugtem Herzen, dass die Ansprüche an unsere tägliche Ernährung vielerorts vom Notwendigen bis zum Luxuriösen gestiegen sind, und an vielen Orten die frühere und einfachere Lebensweise nur von Gutem sein könnte! Dass aber ein Volk, zu Stadt und Land, und besonders in der Arbeiterschaft bei den hohen Leistungsansprüchen, die gestellt werden, gut ernährt sein muss, wozu auch eine gewisse Freude an dem zu Genessenden kommen muss — ist auch klar. Ausserdem haben all die neuen Ernährungstheorien eine wahre Revolution in diesem Gebiet hervorgerufen, die sich gesundheitlich übrigens nicht schlecht auswirkt, die aber eine viel grössere Abwechslung verlangt, als es früher der Brauch war. Dabei spielen nun eben frische Gemise, Früchte eine grosse Rolle, und der Stadtmensch, der nach dem Luft-, sonnen- und bewegungsarmen Winterleben im Frühjahr seine Kräfte irgendwie einfach wieder retabulieren muss, greift mit sicherem Naturinstinkt zu frischen Gemisen und Früchten. Da unsere gekelterten Äpfel im April und Mai sicher nicht mehr viel Vitamine enthalten, greift man zu den Orangen und Bananen, andern frischen importierten Früchten und Gemisen, die dann eben den Zweck erfüllen, der für die Landbevölkerung weitgehend durch die wieder einsetzende Arbeit im Freien, in Wind und Sonne befriedigt wird.

Ausserdem ist es menschlich und psychologisch richtig, und auch die Landfrau handelt so, dass man das, wofür ein Kaufpreis auszugeben ist an barem Geld, so haben will, was einen zusetzt.

Ich glaube, an dem ganzen Missverständnis zwischen Stadt und Land ist weitgehend die Tatsache

Die Schuld bei der Ehescheidung nach schweizerischem Recht*

In einer in den Zürcher Beiträgen zur Rechtswissenschaft herausgegebenen Dissertation untersucht Dr. jur. Xaver Lienert die Frage nach der Schuld bei der Ehescheidung nach schweizerischem Recht. Die ausführliche Arbeit behandelt in einem allgemeinen Teil das Wesen der Schuld, Schuld und

* Dissertation von Dr. Xaver Lienert, herausgegeben im Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau, 1950.

wechslung zu verschaffen, war ich schon dreimal am Brunnen neben dem Hause gewesen. Das war ein herrlicher Brunnen, denn er hatte auch im heissesten Sommer einen kräftigen Strahl eiskalten Wassers. Davon hatte ich jedes Mal einen guten Schluck genommen und mir jeweils noch ein halbes Glas voll in den Rücken hinuntergeleert, um mich zu erfrischen und den Schlaf zu vertreiben. Wenn nur wer käme!

«Um mich mitnahm?» fragte schelmisch die kleine Nichte, die ihre Fassung wiedergefunden hatte und gespannt zuhörte.

«Nun, das gerade nicht, aber doch die Langeweile vertriebe. Da pochte es an die Türe und der Obermeister trat herein. Er tat erstaunt, dass der Korrespondent nicht da sei. Aber dann fing er an, mir von seinen verstorbenen Eltern und seiner noch lebenden Schwester zu erzählen. Ich hörte ihm aufmerksam zu, und meine teilnehmenden Fragen hat er wohl als warmes und persönliches Interesse entgegengenommen. Der gute Mann wusste ja nicht, wie heillos ich mich gelangweilt hatte und wie froh und dankbar ich war, dass er mir ein wenig Abwechslung und Unterhaltung brachte. Plötzlich änderte er den Ton und fragte fast scheu: «Fräulein, darf ich fragen, wie alt sie sind?» Harmlos erwiderte ich, dass ich bald neunzehn Jahre zähle. «Wirklich», fragte er, «wirklich. Sie sind neunzehn Jahre alt?». «Natürlich», sagte ich erstaunt und selten Zweifel missbilligend. Nach einer Weile des Stillschweigens meinte er: «Mögen Sie raten, wie alt ich bin? Ich liess vor meinem innern Auge die Herren aufmarschieren, die zwar sechs bis neun Jahre älter waren als ich, von denen man aber immerhin sagen konnte, dass sie noch junge Herren seien: den Arzt, den Pfarrer, zwei Lehrer und meinen guten Arbeitskollegen auf dem Büro. Dann schaute ich Herrn Kiesert an und überlegte: so drei bis vier

schuld, dass jede Seite die Arbeits- und Lebensbedingungen der anderen nicht kennt — oder nicht anerkennen will. Das Land glaubt, das Leben der Stadtbevölkerung sei eitel Luxus, Vergnügen und Guthaben, und die Städter ziehen zu wenig die grosse Arbeitsleistung und vor allem die grossen, ständig drohenden Risiken der Landwirtschaft in Betracht.

Die Preisgestaltung durch die Richtpreise hat etwas Starres, oft für beide Teile Unfreundliches mit sich gebracht — es ist kein freier Wettbewerb mehr da — und die Stadtbevölkerung, die dem Land, seinen Verhältnissen, der ganzen Produktion total entfremdet ist, sieht die Zusammenhänge nicht mehr, und stellt oft zeitlich und klimatisch ganz verrückte Anforderungen.

Die unangenehmsten Elemente für die Landwirtschaft sind oft die sogenannten «guten» Hausfrauen, bei denen häufig am wenigsten Anpassungsfähigkeit an die saison- und zeitbedingten Situationen des Marktes zu finden ist. Sie wollen die Früchte dann, wenn es ihnen passt, und diese Kreise haben die Situation schon oft erschwert und verschärft mit ihren Ansprüchen.

Immerhin müssen wir Stadtfrauen, und darin weitestens bin ich mit den Zürcher Frauen einig, doch immer wieder von Zeit zu Zeit einige Standpunkte der Konsumenten geltend machen. Und wenn es die Hausfrauen nicht tun, und zwar öffentlich — es kann ja geschickter gemacht werden, als dieses Mal — so nimmt man eben, weil die Konsumenten grösstenteils durch die Frauen repräsentiert werden — in Bern überhaupt keine Notiz von den vorhandenen Schwierigkeiten. Wir wissen, dass jede Eingabe, jede Reklamation in diesen volkswirtschaftlichen Belangen von den Landfrauen immer sehr persönlich — das heisst als gegen sie und ihre Arbeit gerichtet aufgefasst wird. Das ist nicht richtig, zwischen Import und Export, zwischen eigener Versorgung und Austausch mit dem Ausland bestehen noch Zusammenhänge, die weit über die Produktion und Konsumation von Kartoffeln, Kirschen und Salatköpfen hinausgehen, und die mit dem Kampf gegen eine relativ kleine Anzahl verschlechterter Haushaltungen — die wenigstens können sich das Verschlecktsein leisten! — nicht einfach abgestritten oder weggewischt werden können.

Der Bundesrat hat die Pflicht, und dies in seinen Verfügungen vielleicht öfters in vermehrtem Masse auch für die Konsumenten zu sorgen. Der Index steigt ständig, die Lohnschraube zieht überall wieder an; wer aber nicht unter die Vorteile der Lohnschraube zu gehören das Glück hat, und deren sind viele — muss irgendwie mit den Wirkungen des steigenden Index fertig werden.

Abschliessend dürfen wir immerhin dankbar feststellen, dass es im grossen ganzen in der Schweiz allen Kreisen relativ recht geht, und dass eben auch diese Probleme alle zu einem grossen Teil in den stets zunehmenden Materialismus eingereicht werden müssen, von dem sich jedenfalls nicht viele Schweizer jeglichen Standorts, ganz werden frei sprechen dürfen. Etwas mehr gegenseitiges Vertrauen, etwas mehr Musikgefühl für die gegenseitigen Stimmungen und etwas liebenswürdigerer Tonart, wenn etwas zu sagen ist — und das arme Frauenblatt wird nicht so oft der Schauplatz solcher Diskussionen sein müssen.

Etwas weniger Empfindlichkeit auf beiden Seiten, etwas weniger grosse Töne wie Diktatur, Zwiertacht, Skandal usw., und etwas ruhigeres, tieferes Eingehen auf die gegenseitige Situation würden solche Diskussionen, die meistens um wirtschaftspolitische Massnahmen des Bundes entbrennen, auf eine etwas höhere Ebene haben, wodurch ihnen ein schöner Teil an Giftstoff entzogen würde.

Scheidungsanspruch sowie die Schuldrechnung (die Regelung der Nebenfolgen). Im besonderen Teil werden die einzelnen Scheidungsgründe dargestellt und die Nebenfolgen, wie Wartefrist, Leistungen bei der Scheidung sowie die Elternrechte eingehender behandelt. Das Schlusskapitel ist der gerichtlichen Trennung gewidmet.

Die vorliegende Doktorarbeit wird nicht nur dem Rechtskundigen, sondern auch dem Laien, wenn er

Jahre mochte er älter sein als jene. Also sagte ich, und zwar etwas zaghaft wegen meiner noch wenig erprobten Menschenkenntnis: «Achtundzwanzig bis dreissig Jahre mögen Sie wohl zählen». «Fräulein, tief er, und der sonst so bleiche Mann bekam einen ganz roten Kopf. «Fräulein, Sie schmeicheln! Nun war die Reihe an mir, einen roten Kopf zu bekommen. Hitzig schrie ich: «Nein, ich schmeichle nicht, das hab ich meiner Lebtage nie getan». Begütigend, glücklich, aber immer noch unglücklich wiederholte er zwei-, dreimal: «Sie glauben wirklich, das ich erst achtundzwanzig bis dreissig Jahre alt bin?». «Nun ja, wenn ich's doch sage», erwiderte ich etwas besinnlich. Schliesslich siegte die Neugier und ich fragte: «Wie alt sind Sie denn?». Etwas bekommen antwortete er: «Fünfunddreissig». Dann sah er mich depressiv an. Ich muss ein sehr erstautes, verständnisloses Gesicht gemacht haben. Fünfunddreissig Jahre sind für eine Neunzehnjährige ein unerhörtes Alter. Schlussendlich hatte ich aber doch das Bedürfnis, meinen Irrtum entschuldigen. Jedoch nur auf meine Rechtfertigung bedacht, ohne den kleinsten Gedanken daran, dass er diese anders auffassen könnte, sagte ich im Tone tiefer Ueberzeugung: «Nein, fünfunddreissig Jahre würde Ihnen kein Mensch geben! Er war sichtlich erfreut über meine Ansicht und diese Freude mochte ich ihm gerne gönnen, denn er war wirklich ein netter Mensch, der mir einen äusserst langweiligen Nachmittag sehr angenehm verbracht hatte. Die Gesprächspause, die nun folgte, benützte ich für einen Blick auf die Uhr. War das möglich, dass ihre Zeiger, die vorher nicht vom Fleck kommen wollten, inzwischen den weiten Weg von fast zwei Stunden zurückgelegt hatten? Etwas schuldbewusst ging der Obermeister auf seine Arbeit und ich beehrte mich, das Versäumte nachzuholen.

Politisches und anderes

Die Rohstoffversorgung der Schweiz

Zwischen amerikanischen und schweizerischen Regierungsvertretern fanden in der letzten Zeit formlose Besprechungen statt, die dem Zwecke dienten, die Voraussetzungen für die Sicherstellung der Versorgung der Schweiz mit Rohstoffen und anderen lebenswichtigen Waren abzuklären. Die Besprechungen nahmen einen befriedigenden Verlauf.

Bundeskanzler Adenauer im Bundeshaus

Anlässlich seines gegenwärtigen Ferienaufenthaltes in der Schweiz, hat Bundeskanzler Adenauer am 27. Juli dem Bundespräsidenten Eduard von Steiger und Bundesrat Max Pettinger einen Höflichkeitsbesuch abgestattet.

Der Wirtschafts- und Sozialrat der UNO in Genf

Am Montagvormittag wurde in Genf in Anwesenheit von Delegationen aus 18 Ländern die 13. Session des Wirtschafts- und Sozialrates der Vereinigten Nationen eröffnet.

Die 7. Regierung De Gasperi in Italien

Am vergangenen Donnerstag wurde in Italien die neue Regierung gebildet. Sie besteht aus 14 christlichdemokratischen, 2 republikanischen und einem unabhängigen Minister. Der Ministerpräsident, De Gasperi, übernahm auch das Auswärtiger Ministerium. Unter 34 durch die Regierung ernannten Untersekretären befindet sich — erstmals in der Geschichte Italiens — auch eine Frau.

Die Regierungskrise in Frankreich

Seit drei Wochen dauern in Frankreich die Bemühungen um die Bildung der neuen Regierung. Nachdem es Maurice Petsche, René Mayer, Georges Bidault und Paul Reynaud nicht gelungen ist, ein Kabinett zu bilden, hat Präsident Auriol wieder Maurice Petsche beauftragt, Schritte zu unternehmen, um die Parteien der Mitte über ein Mindestprogramm zu einigen. Die strittigen Fragen unter diesen Parteien bilden die Subvention an die konfessionellen freien (hauptsächlich katholischen) Schulen und wirtschaftliche und soziale Probleme des Regierungsprogramms.

Die Verhandlungen in Kaesong

Die Waffenstillstandsverhandlungen in Kaesong wurden am letzten Mittwoch nach vieritägigem Unterbruch wieder aufgenommen. Es wurden gewisse Fortschritte bei der Formulierung der Tagesordnung erreicht. In den letzten Sitzungen entstanden aber wieder beträchtliche Meinungsverschiedenheiten in der Frage der Schaffung einer entmilitarisierten Zone. Die Kommunisten fordern eine Pufferzone am 38. Breitengrad, die sich beiderseits über eine Breite von 10 Kilometern erstrecken sollte. Dies würde den Rückzug der alliierten Truppen bedeuten. Die alliierten Unterhändler haben eine Linie vorgeschlagen, die entlang der gegenwärtigen Kampflinie verläuft.

Der persisch-britische Notenwechsel im Oelkonflikt

Dank den Bemühungen von Averell Harriman ist ein Notenwechsel zwischen Persien und Grossbritannien erfolgt, der die Grundlage zu direkten Verhandlungen zwischen beiden Regierungen bilden soll. — In seiner Rede am vergangenen Montag im Unterhaus erklärte Auswärtiger Minister Herbert Morrison, die Regierung habe Vorkehren getroffen, eine Mission unter der Führung von Lordjeselbewahrer Richard Stokes nach Teheran zu senden.

Die Ausdehnung der russischen Hoheitsgewässer in der Ostsee

Die Botschafter von Dänemark und Schweden haben in Moskau gleichlautende Noten überreicht, in denen die Frage der Ausdehnung der russischen Hoheitsgewässer in der Ostsee aufgeworfen wird. Dieser diplomatische Schritt ist darauf zurückzuführen, dass in der Ostsee mehrere dänische und schwedische Fischerboote von den Russen beschlagnahmt worden sind, mit der Behauptung, diese Boote hätten sich innerhalb der russischen Hoheitsgewässer befunden. Die beiden Länder schlagen vor, dass die Frage der Seezonen dem Internationalen Gerichtshof unterbreitet werden solle.



Die Wochen vergingen. An einem Montagmorgen im Oktober war ich wieder einmal allein auf dem Büro. Es klopfte und Herr Kiesert brachte ein Warnemuster. Er machte sich nicht allernach zu schaffen damit und auf einmal fragte er scharf, indem er mich durchdringend ansah: «Nicht wahr, Fräulein, Sie sind gestern mit Herrn Doktor spaziert?». Mein Kopf fuhr in die Höhe. Seit wann war der Obermeister mein Beichtvater? Es war etwas Merkwürdiges in seinem Gesicht. Doch dachte ich nicht darüber nach, senkte nun instinktiv den Kopf und fragte halb ärgert, halb belustigt darüber, dass mein schönes Geheimnis entdeckt worden war: «Haben Sie uns denn gesehen?». «Ja», sagte er und ging zur Türe. «Ich hab den Anschluss verpasst?». «Nein, es ist in einem sonderbaren Tonfall zu mir herüber; und dann noch einmal: «Ich hab den Anschluss verpasst!»

Und jetzt geschah das Unbegreifliche, Beschämende und Grausame: Gedankenlos, blind und taub meinte ich: «Da sucht man sich halt einen andern!», Nichts, gar nichts habe ich mir dabei gedacht, ich war verständnislos, als käme ich eben vom Mond, und war doch sonst ein warmherziges Menschenkind, das keinem Tierlein, geschweige denn einem Menschen ein Leid zufügen mochte. Kann die Liebe so selbstsüchtig machen, dass man weder sieht noch hört, wie auch in einem andern Menschenherzen die Liebe aufgetragen ist? Dass man die fremde Blume achtlos zertritt wie ein leichtsinniges, unbedachtes Kind?

Unbefangen grüsst ich den Obermeister, wenn er mir, was nun selten genug geschah, begegnete. Der Doktor war inzwischen mein Bräutigam geworden. Wenn ich ihn von meinem Bürofenster aus auf seinen Patientengängen die hohegelegene Strasse nach Unterwesental gehen sah, hüpfte ich hinaus und

die rein juristischen Ausführungen abstrahiert, viel Wissenswertes bieten.

Das schweizerische Scheidungsrecht bekennt sich, anders als z. B. das französische Recht, grundsätzlich nicht zum Verschuldensprinzip, sondern zum Zerrüttungsprinzip. Voraussetzung jeder Scheidung ist eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses, dass den Ehegatten die Fortsetzung der ehelichen Gemeinschaft nicht zugemutet werden kann (Art. 142 ZGB). Eine tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses ist natürlich auch möglich, ohne dass ein Verschulden eines Teiles vorliegt. Es ist also nicht massgebend, dass die Zerrüttung etwa schuldhaft verursacht wurde. Die Unfähigkeit, sich in eine Gemeinschaft einzureihen, ist ja eine der wichtigsten Ursachen der Zerrüttung. Beim allgemeinen Scheidungsgrund der Zerrüttung ist es aber wichtig, dass der Richter die Ursachen der tiefen Zerrüttung berücksichtigt, denn aus diesen kann u. U. auf ein Verschulden eines Ehegatten geschlossen werden, was bei der Regelung der Nebenfolgen von Wichtigkeit sein kann.

Gemäss Art. 142 Abs. 2 kann nur der eine Ehegatte auf Scheidung klagen, wenn die tiefe Zerrüttung vorwiegend der Schuld des anderen zuzuschreiben ist. Aus Sinn und Wortlaut des genannten Artikels geht also hervor, dass eine Scheidung nur dann ausgesprochen werden darf, wenn der weniger schuldige Ehegatte eine eigene Scheidungsklage einreicht. Erhebt also der schuldige Ehegatte die Klage, obwohl der unschuldige Ehepartner eine Gegenklage einreicht, dann muss das Klagebegehren abgewiesen werden. Die Praxis der Gerichte ist heute weniger formalistisch als früher. Es ist nicht mehr erforderlich, dass der weniger schuldige Ehegatte eine eigene Klage einreicht, es genügt, dass er der Scheidung zustimmt; diese Zustimmung kommt ja in ihrem Endeffekt einer Widerklage gleich. Erwähnt sei noch, dass die Schuld des vorwiegend schuldigen Ehegatten erheblich schwerer sein muss, als die Ehepartners, auch das Verschulden selbst muss ein erhebliches sein, sonst kommt Abs. 2 des Art. 142 nicht in Frage.

Neben dem allgemeinen Scheidungsgrund der Zerrüttung zählt das Schweizerische Zivilgesetzbuch verschiedene spezielle Scheidungsgründe auf und zwar in den Art. 137-141. Es sind dies: Ehebruch, der schwerwiegendste Scheidungsgrund, Nachstellung nach dem Leben, Misshandlung und Ehrenkränkung, Verbrechen und unehrenfter Lebenswandel, Verlassung und Geisteskrankheit.

Als eine Nebenfolge der Ehescheidung nennt Art. 150 die Wertfrist. «Wird die Ehe geschieden, so ist im Urteil dem schuldigen Ehegatten die Einräumung einer neuen Ehe auf ein bis zwei Jahre und im Falle der Scheidung wegen Ehebruchs auf ein bis drei Jahre zu untersagen.» Die Wertfrist ist eine Strafe, die um der öffentlichen Ordnung willen angeordnet ist. Darüber hinaus hat sie aber auch die Funktion, einen allfälligen späteren Ehepartner des schuldigen Ehegatten zu warnen.

Als Leistungen bei der Scheidung führt das Gesetz die Entschädigung, Genugtuung und Unterhaltsbeiträge auf.

Die Entschädigung gemäss Art. 151 Abs. 1 ist eine Schadenersatzleistung aus Verschuldenshaftung. Es muss also ein Schaden eingetreten sein, der durch ein rechtswidriges Verhalten und Verschulden des Ehepartners verursacht wurde. Das Gesetz nennt die Vermögensrechte oder die Anwartschaften. Eine Beeinträchtigung der Vermögensrechte ist z. B. der Wegfall der ehelichen Güterrechte, u. U. auch der Wegfall des Unterhaltsanspruches. Eine Beeinträchtigung der Anwartschaften kann im Wegfall der Ansprüche aus einer Witwenpensionskasse erblickt werden.

Die Genugtuung soll nicht wie die Entschädigung einen materiellen Schaden gutmachen, sondern sie stellt die Wiedergutmachung moralischen Schadens dar. Daher ist bei den speziellen Scheidungsgründen eine Genugtuungsleistung oft angebracht.

Gerät ein schuldloser Ehegatte durch die Scheidung in grosse Bedürftigkeit, so kann der andere Ehegatte, auch wenn er an der Scheidung nicht schuld ist, zu einem seinen Vermögensverhältnissen entsprechenden Beitrag zu dessen Unterhalt verpflichtet werden. Während also bei Entschädigung und Genugtuung ein Verschulden des einen Ehegatten vorliegen muss, ist dies bei der Unterhaltsleistung nicht nötig. Voraussetzung sind aber hier grosse Bedürftigkeit, Kausalität der Scheidung

ging zum Brunnen. Dann winkten wir uns oder er kam schnell den kleinen Seitenweg, am Weiher vorbei, heruntergelaufen und steckte mir eine Orange oder sonst etwas Gutes zu. Doch wenn ich dann zurück und auch etwas verschämt zu den Fenstern unseres Geschäftshauses hinauf sah, war es, als ob ein langer, dunkler Schatten zurückwies. Er beunruhigte mich nicht, denn ich war ganz erfüllt von meiner Liebe zu meinem Verlobten und all dem Schönen und Süssen, das seine Liebe mir schenkte.

Bald darauf verliess Herr Kiesert unser Geschäft. Es sei ihm zu klein, hiess es, er sehne sich in grössere Verhältnisse zurück. Mein Vater bedauerte seinen Wegzug ungemäss, denn er war ein sehr tüchtiger Obermeister, der viel mehr konnte als seine Vorgänger. Er verstand vieles von dem selber zu machen, das wir früher für gutes Geld auswärts herstellen lassen mussten. Darum begriff ich gut, dass mein Vater ihn höchst ungern ziehen liess. Auch ich äusserte mein Bedauern; doch es war ganz unpersonlich. Es galt eigentlich mehr meinem Vater als dem Scheidenden.

Ich war nun eben in erster Linie Braut, erfüllt von meiner Liebe und einem ganzen Heer von Erd und Himmel stützenden Gedanken. Eine ganz neue Welt war mir, dem Kaufmannskind, aufgetan worden, dessen Grossvater und Urgrossvater schon erfundene, unbeugsam pflichtbewusste Kaufleute gewesen waren. Kopfüber wie eine Wetschwimmerin stürzte ich mich in das Meer der neuen Aufgaben des künftigen Arztinnenberufes. Zuerst stritt ich noch heftig mit meinem Bräutigam über die Arbeitserfrage. Aber die neue, mir bis jetzt noch unbekannte Seite seiner Weltbetrachtung nahm mich bald völlig gefangen. Ich war noch so jung, so unerfahren, so ausschliesslich.

Bald nach unserer Hochzeit kam die Nachricht,

zur Bedürftigkeit und Schuldlosigkeit des Bedürftigen Ehegatten.

Die Übersprechung der Kinder erfolgt nach Ueberprüfung der Fähigkeiten der Eltern zur Erziehung der Kinderr und der Lebensbedingungen der Kinder bei den Eltern. Das materielle, moralische und geistige Wohl der Kinder ist dabei das allein massgebende Motiv. Die Frage der Schuld

Ausländer in Ueberlingen

Von Dr. phil. Liselotte Schraube-Köhler

Mai 1951. — Vor dem alten Rathaus in Ueberlingen weht die australische Flagge neben der Stadtfahne und der Trikolore der Besatzungsmacht. Sonnenfrohe Farben des Landes jenseits des Äquators — aus dem uns Verwandte und Bekannte schreiben, dass Wärme und Raum und bei fleissiger Arbeit auch gutes Geld nicht knapp sei — grüssen mit Bildern blauer See, weisser Schiffe und exotischer Landschaft. Sie erregen Gedanken, Ueberlegungen, Hoffnungen. Wer weiss... Viele finden in dem überbevölkerten Deutschland keine Existenz, Australien aber sucht Facharbeiter. Der Ausgleich scheint selbstverständlich. So hat die australische Regierung eine Kommission nach Deutschland geschickt, um wirtschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten «drüben» aufzuzeigen. Sie hat auch eine «Australien-schau» mitgeschickt (in Ueberlingen ist sie in dem Patrizierhaus der Reichlin-Meldegg, dem Heimatmuseum, zu sehen), die in Bildern und Tabellen, durch Filme und Vorträge für den jungen Erdteil wirbt und grosses Interesse begegnet.

Past zur gleichen Zeit rufen gelbe Plakate die Ueberlinger Jugend zu einem «Amerika-Forum» in den alten Rathaussaal von 1492. Der amerikanische Observer in der französischen Zone stellt sich einen Abend zur Verfügung, um von USA zu berichten und in freiem Gespräch Fragen zu beantworten, die teils Auswanderungsinteressen, in der Hauptsache aber allgemeinen Jugendproblemen gelten und dem Bestreben, «handy näher zu kommen von Mensch zu Mensch. Das «Forum» — nach amerikanischem Muster — ist eine für die Ueberlinger Jugend neu entdeckte Ausdrucksmöglichkeit, deren sie sich nach Überwindung der ersten Hemmungen mit Freude und Geschick bedient, um auf den verschiedensten Gebieten ihre Belange zu Gehör zu bringen und auch mit der älteren Generation in ein Gespräch zu kommen. — Das Frühjahr 1951 brachte auch für Ueberlingen die Gründung einer «Deutsch-Französischen Vereinigung», wie sie in grösseren Städten der französischen Zone schon seit längerem besteht. In zwanglosen Zusammenkünften treffen sich Deutsche mit den Angehörigen der Besatzungsmacht in dem Clubraum im «Seegarten». Man ist sich beiderseits der gemeinsamen europäischen Aufgaben bewusst und ist bemüht, in Aussprachen und durch Vorträge die Grundlage zu gegenseitigem Verständnis zu schaffen. Manche schöne freundschaftliche Beziehung besteht schon seit längerer Zeit zwischen einzelnen deutschen und französischen Familien. Nun ist ein grösserer offizieller Rahmen geschaffen, in dem sich alle finden können, denen die deutsch-französische Annäherung und Verständigung als die Voraussetzung europäischen Friedens am Herzen liegt. Es ist natürlich, dass dieser Kreis in erster Linie Menschen der älteren Generation umschliesst, für die einst «Europa» der natürliche und selbstverständliche Lebensraum ihres geistigen Werdens war — aber auch Jugend findet sich heran und beginnt die grossen Aufgaben zu sehen. — Vor einigen Jahren, kurz nach dem Zusammenbruch, als im allgemeinen die Grenzen noch geschlossen waren und Begegnungen mit Ausländern zu den grossen Seltenheiten gehörten, trafen wir im Hause deutscher Freunde mit einem französischen Künstlerpaar zusammen — Menschen, die wir nie zuvor gesehen hatten, Angehörige der Résistance, die im Krieg und unter der deutschen Besatzung schwer gelitten hatten. Viele Stunden lang haben wir bis in den Morgen hinein über alles gesprochen, was uns bewegte und was auf beiden Seiten als Ressentiment und Nichtverstehen zwischen unseren Völkern stand. Schonungslos ehrlich haben wir alles abgebaut, Stein für Stein, um die Basis menschlicher Verbundenheit zu finden, an die wir alle glaubten. Ein unvergessliches Erlebnis. Der Franzose sprach damals das Wort: «Es ist Furchtbares und Entsetzliches geschehen zwi-

chen unseren Völkern, von beiden Seiten. Wir können es niemals vergessen, aber wir dürfen und wollen nicht immer das Trennende sehen. Wir wollen das Verbindende suchen, das Gemeinsame, das Versöhnende, damit unsere Völker endlich zusammenfinden und die Welt Frieden erlangt. Es ist tröstlich, dass dieser Gedanke hüben wie drüben sich immer mehr ausbreitet.»

Im Dienste der Völkerverständigung und einer humanitären Goethescher Prägung stehen die Ueberlinger Ferienkurse für Ausländer (Leitung Frank Kars). — Im vergangenen Jahre haben sie in mehreren Lehrgängen etwa 100 Ausländer hier vereint: Schüler, Studenten und Lehrer aus Frankreich, England, Schottland, den USA, Schweden und Dänemark. An kühlen Tagen sah man den Kilt der Schotten neben den Jeanies der Amerikaner, den College-Jacken der Engländer und den pastellfarbenen Nickies aus Frankreich. In den Strassen überlöteten fremde Sprachlaute gelegentlich das einheimische Alemannisch.

Bunt zusammengewürfelt waren die Menschen von überall her nach Ueberlingen gekommen und bildeten in kurzer Zeit eine Gemeinschaft, eine «kleine Republik» (die jüngste Stimmberechtigte war 14 Jahre alt, der älteste 60), in der die einzelnen «Bürger» untereinander und mit ihren deut-

schon Professoren in schönstem Einvernehmen lebten und nach aussen in die Bevölkerung etwas von der Weite der Welt und der Zusammengehörigkeit aller Menschen ausstrahlten. — An den Vormittagen wurde eifrig gearbeitet. Die Kurse (von drei- und sechswöchiger Dauer) umfassen Vorlesungen und Übungen, Diskussionen und Hörervorträge über deutsche Sprache und Literatur. In der Freizeit vereinen gesellige Zusammenkünfte Deutsche mit den ausländischen Gästen. Man nimmt auch teil an den Klubabenden des «Bodenseeklub 1950» (hörte dort im letzten Jahre u. a. Werner Berggruen) oder man geniesst im kleinsten Kreis Vorlesungen hier ansässiger Dichter (Friedrich Schnack z. B., der Weltgerichte, las aus seinen Madagaskarbüchern und einige seiner wunderfeinen Naturbeobachtungen vom Bodensee). Man besucht Maler und Graphiker in ihren Ateliers und man lässt sich von der Landschaft am See bezauubern, die so besonders geeignet ist, eine ausgleichende Atmosphäre zu schaffen und Menschen für einander aufzuschliessen.

Die Kursteilnehmer sind in deutschen Familien untergebracht und leben deren Alltag mit. So erwächst aus diesen Ferienkursen neben dem beachtlichen Wissensgewinn eine von beiden Seiten dankbar empfundene Möglichkeit menschlicher Annäherung über politisch- und geistige Grenzen hinweg. Manche bleibende Freundschaft ist im vergangenen Jahre hier geschlossen worden zwischen Deutschen und Ausländern und zwischen diesen untereinander. So sieht ein französischer Gymnasiallehrer aus Bordeaux die Ueberlinger Ferienkurse: «Kurse deutscher Sprache, deutscher Dichtung? Ja, gewiss, aber auch Frankreichs, deutscher. Ein Kurs, bei dem die Professoren nicht nur als Professoren ihren Dienst gewissenhaft erfüllen, sondern auch als Freunde ihre Studenten pflegen, ihnen als Freunde Bücher leihen, sie als Freunde einladen, ihnen als Freunde weiterschreiben. Und dies alles am Bodensee, am idyllischen Bodensee, am See von Mörike, von Hesse... Tout cela est si consolant.»

Die Freundin Michelangelos

Das Lexikon nennt sie eine christlich-platonische Humanistin, Zeitgenossen bestätigen, dass die Religion ihr der wichtigste und interessanteste Belang der menschlichen Seele schien, und es ist nicht daran zu zweifeln, dass ihr christlicher Glaube sie in der gleichzeitig kultiviertesten und auch grössten Epoche Italiens, in der Renaissance, die ihre Zeit war, aufrechterhielt. Sicher ist, dass Vittoria Colonna auch heute noch als eines der reinsten Frauenbilder der Geschichte vor uns steht.

Geboren 1490 in Castel Marino, entstammt sie einem der ältesten Adelsgeschlechter der Halbinsel; Hofchronisten führen den Ursprung der Familie auf die Römerzeit zurück. Vittoria wird beschrieben als goldhaarige, stauenhafte Schönheit; früh schon unterhielt sie regen persönlichen und schriftlichen Austausch mit den führenden Geistern ihrer Zeit. Indes heiratete sie den Herzog von Pescara, einen der berühmtesten Feldherren seiner Zeit. Die Ehe war glücklich, wenn sie auch kinderlos blieb und der Herzog meist fern seiner Gattin dem Kriegshandwerk huldigte. Mit knapp 35 Jahren empfing er die tödliche Wunde. Vittoria blieb, allen Anträgen zum Trotz, Witwe, und in ihre Witwenzeit fallen die Sonette, die auch unserer Zeit erhalten geblieben sind als Kostbarkeiten der Literatur, und ein ausgedehnter Briefwechsel mit den

Grössen ihrer Zeit wie dem ebenfalls literaturbeflissenen Kardinal Bembo, dem englischen Kardinal Reginald Pole, dem Dichter Ariost, der ihre Schönheit und Güte in Versen verherrlichte, und dem «göttlichen Aretino», dem schwarzen Schaf seiner Zeit, der selbst König und Kaiser erpresste; in einem erhaltenen Brief redet sie ihm ins Gewissen, seine Felle in den Dienst des christlichen Glaubens zu stellen, anstatt weiterhin obszöne Verse und schamlose Pamphlete zu veröffentlichen. Der Höhepunkt ihres Lebens aber war die Begegnung und Beziehung mit Michelangelo Buonarroti.

Die Freundschaft begann, als Vittoria bereits 47 Jahre alt war und Michelangelo 63, und währte bis zu ihrem Tode im Jahre 1547. Dank den kriegerischen Wirren, die das Land zerrissen, musste Vittoria von Stadt zu Stadt flüchten — wäre sie nicht dazu gezwungen gewesen, so würden wir sehr wahrscheinlich heute ihre Sonette an den gewaltigen Bildhauer nicht besitzen — und auch die weinigen an sie nicht kennen. Die räumliche Entfernung vermochte der geistigen Ehe der beiden nichts anzuhängen, und in beider Schriften finden sich unablässig Zeugnisse des seelischen Bandes, das sie verknüpfte.

Im Februar 1547, als sie in Rom weilte, erkrankte sie schwer an einem unbekanntem Leiden; aller



Ich brauche dir wohl nicht zu beschreiben, mein Patenkind, wie unsagbar ich mich geschämt habe. Doch was helfen die brennendste Scham und die aufrichtigste Reue, wenn man ein dummes, unbeachtetes Wort nicht zurücknehmen und gutmachen kann?

Ich war bis zu meiner frühen Verheiratung ein sehr vertrautes Menschenkind, das oft genug in Walkentuscheln weilte. Meine Pensionsmutter im Welschland hatte gar manchmal mit gutmütiger Spott von mir gesagt: «Elle est dans la lune». Das Leben hat mir zwar auch als Frau und Mutter viel Schönes und Gutes gebracht. Aber es hat mich mit kräftigem Ruck vom Mond heruntergeholt, und dann nicht eben sanft auf die harte Erde gestellt, wenn ich mich je wieder einmal dorthin verirren wollte. Die Erkenntnis jedoch, dass ein gedankloser Ausspruch nicht wieder gut zu machenden Schäden anrichten kann, hat mir wohl am meisten geholfen, mich in das Denken und Empfinden anderer Menschen hinein versetzen zu lernen. Von Zeit zu Zeit steht das beschämende Erlebnis meiner Jugendzeit wieder mir schmerzhafter Deutlichkeit vor meinem innern Auge. Dann verstehe ich in vollem Masse, dass Worte Realitäten sind, und dass es darum nicht gleichgültig ist, was wir sagen.

Tröstlich bei dieser Erinnerung ist mir nur der Gedanke, dass Herr Kiesert in der vollkommenen Welt des himmlischen Vaters längst alles irdische Leben als Stückwerk erkannt hat. Und weil nach dem Zeugnis des Apostels Paulus die Liebe nimmer aufhört und selbst Glaube und Hoffnung überdauert, so hat sie in ihrer verkörperten Gestalt wohl auch erfasst, dass jenes schlimme Wort, welches den tüchtigen Obermeister und guten Menschen aus meines Vaters Hause vertrieben hat, wenigstens nicht einem bösen Herzen entsprungen ist.»

Tante schweigt und es entsteht eine kleine Gesprächspause. Dann streckt die jüngere der beiden ungleichen Freundinnen der älteren die Hand hin und sagt: «Ich danke dir, Tante Gotte, dass du mir diese Geschichte erzählt hast. Ich weiss nun, was es mit den unbedachten Worten für eine Bewandnis hat. Aber ich habe nun auch begriffen, warum man sich am Liebsten an dich wendet, wenn man etwas nicht verstehen und begreifen kann. Nämlich darum, weil du so offen von den eigenen Fehlern und Tölpelheiten sprichst. Dadurch hilfst du mir immer wieder und damit hast du sicher auch andern Menschen schon geholfen. Wie viel mehr packt und überzeugt das als Tadel und trockene Belehrungen!»

«Ja, sagt Tante schlicht und einfach. «Ich habe das schon lange gefühlt und die Bestätigung dieser Tatsache vor ein paar Jahren in einem der schönen Bücher von Gulbranson gefunden, in welchem er den alten Dag zu seiner Schwiegertochter sagen lässt: «Du weisst, dass Eltern mit ihren Kindern weniger oder nie von den eigenen Kämpfen und Fehlern sprechen. Deshalb muss jeder Mensch sein Leben ganz von vorne anfangen, und deshalb schreitet wohl auch die Menschheit so langsam fort.»

E. Spahn-Guier

An die Sommernacht

Sommernacht —
Wie ruhest Du stille
In Deiner überreichen Fülle
Durch Gottes Willen.

So lass mich denn in Leid und Schmerzen
An Deinem sommerwarmen Herzen
Ganz stille werden — — —
So wie Du! Annabert Waldvogel

Wahrscheinlichkeit nach waren die Aerzte jener Zeit nicht instande, das Uebel zu diagnostizieren — es wäre denkbar, dass es sich um Krebs handelte. Sie musste aus dem Kloster, in dem sie lebte, weggebracht werden und blieb bei Verwandten bis zu ihrem Tode. Ein paar Wochen vorher war ihr alter Freund, Kardinal Bembo, gestorben, aber schon damals war sie zu schwach, um an seinem Begräbnis teilzunehmen. Am 15. Februar machte sie ihr Testament, indem sie den Klöstern, die ihr Zuflucht geboten, grosse Vermögensverhältnisse verschrieb, ebenso hinterliess sie allen ihren Knechten, Mägden und Angestellten beträchtliche Legate und dem Kardinal Pole 9 000 Scui (Goldmünzen), die er in der Folge

Victorias Lieblingsnichte als Hochzeitsgeschenk übergab. Michelangelo war bei ihr, als sie starb. Er sass an ihrem Lager, als sie sagte: «Ich sterbe... Helf mir, zu beten — ich finde die Worte nicht mehr.» Ein Zeugniss beschreibt die Szene: «Er betete mit ihr, sagte ihr die Worte vor, indes er ihre erkalteten Hände in den seinen hielt. Plötzlich wandte sie sich ihm zu, richtete ihre grossen Augen auf ihn und lächelte — und starb ruhig, während ihre Lippen Worte murmelten, die er nicht verstehen konnte. Ein wenig später sagte Michelangelo: «Ach, hätt' ich doch nur noch ihre Stirn geküsst, statt bloss die Hände...» E. A.

Warum lügt unser Kind?

Es gibt wohl kaum Eltern, die nicht eines Tages feststellen mussten: Unser Kind hat gelogen! Diese Tatsache ruft oft Bestürzung und Kummer hervor und führt nicht gar selten zu der Frage: «Was soll nur aus solchem Kinde werden, wenn es schon so frühzeitig so veranlagt ist?»

Liebe Eltern beruhigt Euch bitte, denn Ihr tut Eurem Kinde unrecht. Wenn wir es einmal anders ausdrücken und sagen: unser Kind hat nicht der Wahrheit entsprechend erzählt, so hört sich das schon etwas anders an, und wir kommen auch einen Schritt weiter. Das kleine Kind, dessen rege Phantasie aus einem Stück Holz wirklich ein Auto, aus einem Lumpen eine Puppe, aus ein paar alten Zündholzschachteln eine Eisenbahn, aus einigen Strichen und Kritzelein auf dem Papier einen Menschen werden lässt, ist ja gar nicht in stande, die Wirklichkeit von seinen Wünschen und Träumen zu unterscheiden.

Ein Vierjähriger beispielsweise auf dem Motorrad mitgenommen, sass vor dem Vater auf dem Tank und fasste den Lenker energisch mit an. Nachher erzählte er voller Überzeugung Kleinen und Grossen: er könne schon das Motorrad lenken! Der Wunsch dieses in der Tat zu können, liess ihn ganz vergessen, dass in der Wirklichkeit der Vater noch mitlenkte. Ein weiteres Beispiel, wie weit die Phantasie die Kinder entführt. Ein dreijähriges Mädchen nahm stets an, dass in ihrem Bilderbuche das Krokodil, das mit weit aufgesperrtem Rachen aus dem Wasser herausgestampft kam, lebendig wäre, und es geriet beim Betrachten des Bildes jedes Mal wieder in einen unverkennbaren Angstzustand. Jetzt beisst es mich! Jetzt hat es mich gebissen! Mit diesen Worten wich es zurück. Aus ähnlichen Täuschungen und Verwechslungen entsteht die «Scheinflüge».

Wie verhalten wir Erwachsenen uns nun dazu? Stellt der Erwachsene die Scheinflüge als Lüge hin, so ist es möglich, dass er das Kind überhaupt erst auf den Gedanken bringt, dass man die Unwahrheit bewusst sagen kann. Trägt die Phantasie das Kind zu weit aus der Wirklichkeit heraus, so sollte der Erwachsene es mit einer vollkommen ruhigen Nachfrage oder Mahnung zurückholen wie beispielsweise: Denke doch bitte einmal recht genau nach, war es in der Wirklichkeit nicht etwas anders? Aber auf gar keinen Fall sollte man diese Scheinflüge all zu tragisch nehmen! Bedenkt auch, dass sie bei phantasiebegabten Kindern bis ins 6. und 7. Lebensjahr gehen können. Dann allerdings setzt sich ein Sinn für die Wirklichkeit durch den Schulbeginn durch, der bald mit überlegenem Lächeln Osterhasen, Nikolaus und Märchen als Schwindel der Erwachsenen aufdeckt.

Vom dem 8. Lebensjahre an können sich die Kinder zu reinen Wahrheitsfanatikern entwickeln. Lügen werden nunmehr als solche aufgefasst und treten seltener und seltener auf. Wenn der Erzieher sie dann aber feststellt, so sollte er sie mit allem Ernst beachten, damit sie keineswegs zur Gewohn-

heit werden. Er muss nun durchgreifend einschreiten, aber auch mit Behutsamkeit die Wahrheit feststellen.

Das Kind muss von Anfang an wissen: Mit einer Lüge komme ich doch nicht viel weiter. Man sollte aber nicht mit Einschüchtern, Drohungen und Strafen versuchen, die Wahrheit herauszubekommen, denn erfahrungsgemäss bleibt dieses Vorgehen meistens erfolglos. Die Angst, in die das Kind durch die Tat und das dann folgende Verhör versetzt ist, wird sich mehr und mehr steigern und das Versteifen auf die einmal gemachte Aussage ist die natürliche Folge. Oder dieser Erregungsstand, denn das ist die Angst, der selbst bei Erwachsenen das klare Ueberlegen vom Gefühl verdrängt lässt, verführt das Kind zum Aussagen von immer neuen Unwahrheiten. Damit möchte es dieses Mal die so unangenehme Sache von sich abschneiden. In dieser Situation sollte der Erwachsene sich nicht von Zorn und Aerger hinreissen lassen, das Kind härter zu strafen, als es ursprünglich verdient hatte.

Die Folge einer solchen Handlungsweise ist dann bei der nächsten Ungezogenheit die «Angstlüge» vor der Strafe! Diese Angstlüge ist wahrscheinlich die häufigste und schwierigste Ursache der Kinderlüge und der Erzieher sollte sich hierbei stets mitbetroffen fühlen, denn nur zu leicht hat er dieses Verhalten des Kindes verschuldet!

Man lasse unter allen Umständen das Kind sich einmal vollkommen beruhigen und sag ihm beispielsweise: Bitte, überlege noch einmal nachscharf, wie es war und dann komm alsdann zu mir, und erzähl es mir, wie es sich tatsächlich zugetragen hatte. Ich habe als Nervenspezialistin viel Erfolg damit in meinen Beratungsstunden für Kinderpsychologie gehabt. Sollte man aber einmal das Kind nicht so weit bringen, so sagen wir ihm die Wahrheit ruhig, klar aber bestimmt, und schliessen vielleicht eine entsprechende Frage an: «Möchtest du vielleicht, dass immer jemand heimlich von deinen selbstgezogenen Sträuchern die Beeren abpflückt und isst?» Die dann auf eine solche Aussprache folgende Strafe wird das Kind zumeist als gerecht empfinden. Sie wird also nicht das Vertrauen zum Erzieher und seinen ausgeprägten Sinn für Recht und Unrecht untergraben. Auf diese Weise wird das Kind vielleicht ein anderes Mal von sich aus den Mut haben, seine Schuld zu bekennen.

Also: trotz allem liebevollen Verstehen für die kindliche Phantasie und Bewegtheit ist die «Kinderlüge» stets ernst zu nehmen, aber man sollte andererseits auch nicht zu streng gegen sie vorgehen, sondern vor allem danach trachten, die Lebensverhältnisse des Kindes so zu gestalten, dass die Lüge darin eben gar keinen Raum finden kann. Der Erzieher sei daher stets ein Freund und väterlicher, Weg und Richtung weisender Kamerad der Kinder, dem man rückhaltlos vertrauen darf, denn auf dieser Basis wird es niemals zu einer Lüge kommen. Dr. P. Kr.

Nach dem Vorbild unserer Vorfahren...

Fast mit einer Art Rührung denke ich daran, wie uns Primarschüler die Lehrerin von den alten Schweizern erzählte und deren lobenswerte Eigenschaften hervorhob: Tapferkeit, Treue, Bescheidenheit, Einfachheit usw. Auch in den späteren Schuljahren haben wir dieses Thema in mehreren Variationen immer wieder zu hören bekommen. Und wir Schüler haben gewiss alle mit Respekt an diese früheren Generationen von Schweizern gedacht, die in so einfachen Verhältnissen lebten und doch so tapfer waren.

Ja, gerade die Einfachheit und Bescheidenheit unserer Vorfäter beeindruckte uns vor allem sehr. Auch die Lehrer schienen jenen auf diese Punkte viel Gewicht zu legen. Die Lehrer waren vom Staat angestellte Lehrer, mithin war offenbar der Staat einverstanden damit, dass man uns Schülern Einfachheit und Bescheidenheit als erstrebenswerte Eigenschaften vor Augen führte.

Der Eindruck jener Schullektion blieb in mir bestehen, und darum ärgere ich mich jeden Freitagmorgen. Ich ärgere mich, weil jeden Freitag vor den Mittag Nachrichten eine endlose Kette von Veranstaltungen, Reisen, Fahrten ins Blaue, und weiss der Kuckuck noch was, dem Publikum angepriesen

wird für das nächste Wochenende. Man animiert die Leute auf alle Weise, doch ja nicht etwa einen Sonntag zuhause zu bleiben, immer ist irgendwo etwas los, wo man dabei sein sollte und selbstverständlich Geld ausgeben kann. Das Netteste am ganzen ist der Umstand, dass man eigentlich Reklame macht für die SBB und die Postverwaltung, deren Extrazüge und Fahrten, Fahrvergünstigungen usw. gebührend angepriesen werden. Der gleiche Staat, der durch die Lehrerschaft seinen Schülern und Schülerinnen von der einfachen Lebensweise und der Bescheidenheit der alten Schweizer erzählen lässt, veranlasst durch seine verlockenden Ansagen jeden Freitag die Schweizerbürger und Bürgerinnen von Pfaden der einfachen bescheidenen Lebensart abzuweichen und in den Strom der Zerstreuungs- und Vergnügungssucht unterzutauchen. Das ist wahrscheinlich wieder einmal männliche Logik, die mir aber nichtsdestoweniger gründlich missfällt.

Ganz abgesehen vom inneren Gegensatz zwischen dem erzieherischen Bemühen der Lehrerschaft und dem Geschäftinteresse der öffentlichen Betriebe möchte ich gerne wissen, was alle diejenigen denken, die über den Zerfall der Familie klagen und Familienschutz in allen Richtungen verlangen. Die Radiopropaganda für die Veranstaltungen am Wochenende verfolgt sicher nicht den Zweck, die Hörer zu Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung zu erziehen — so wie in alten Geschichten fromme Leute in Versuchung geführt wurden und standhaft blieben —, sondern sie zieht bewusst das Publikum aus dem Hause. Wann könnten sich aber die Familienglieder besser zusammenfinden als am Wochenende, wo die verschiedenen Arbeitsverhältnisse nicht immer störend bemerkbar werden? Muss da immer ausgeflogen werden? Auch diesbezüglich ist mir diese Freitagserenade stets missliebig. Mit der Einfachheit und Bescheidenheit unserer Vorfahren könnten wir wahrscheinlich wieder zu besseren Resultaten in der Gestaltung der Familienverhältnisse gelangen.

Annabäbi

Pandit Nehru über die Mitarbeit der Frauen

Der hochgebildete Führer der indischen Nation erklärte dieser Tage vor der Kongresspartei, der heutigen Regierungspartei in Indien:

«In unserem Land steckt mehr in den Frauen als in den Männern: sie haben in Indien ungeheure Möglichkeiten zur Mitarbeit. Wenn immer man ihnen die Gelegenheit verschafft, haben die Frauen ihre grossen Fähigkeiten erwiesen. Unser Unglück war es nur, dass sie so lange hintangehalten worden sind. Lasst uns diese Hindernisse wegräumen und ermöglicht es den Frauen, am Fortschritt mitzuarbeiten. Ich bin sicher, der Fortschritt wird sich in unserem Lande rascher verwirklichen, wenn die Frauen hierfür mitverantwortlich sind. Es ist ganz klar, dass in jeder Hinsicht die heutige Generation viel mehr von den Frauen als von den Männern geformt wird, und darum ist es so wichtig, dass die Frauen ihre Aufgaben erkennen und dazu auch Gelegenheit erhalten. Ich hoffe, dass bei den bevorstehenden Wahlen wiederum viele Frauen in unsere gesetzgebenden Behörden gewählt werden.»

So Pandit Nehru. Möchten doch unsere Männer in der Schweiz eine ähnliche Gesinnung bekunden und sich für eine unbehinderte und gleichberechtigte Mitarbeit der Frauen einsetzen. M. D. New Delhi, Mitte Juli 1951

Warum so wenig Kirschen

nachdem so viel Propaganda für eine grosse Ernte gemacht worden ist? So fragen sich die Konsumenten.

Die Ernte versprach tatsächlich gross und, dank den Anstrengungen zur Qualitätsförderung, auch gut zu werden. Dementsprechend wurde eine umfangreiche Verwertung vorbereitet. Die Witterung während der Erntezeit hat dann aber einen dicken Strich durch diese Rechnung gemacht. Nachdem die Haupternte in der zweiten Juli-Woche schön eingeleitet hatte und der Markt gut versorgt werden konnte, mussten die weiteren Pflückarbeiten infolge der andauernden Regenfälle zeitweise eingestellt werden. Auch die Früchte selber litten stark unter der Unbill der Witterung. Sie sprangen auf und konnten deshalb nicht mehr als Tafelkirschen, sogar, weil sie bald zu faulen oder zu schrumpfen begannen, auch nicht mehr als Konservenkirschen

verwendet werden. Die Nachfrage musste leider teilweise ungedeckt bleiben. Das war eine Enttäuschung für die Konsumenten; nicht durchwegs konnten sie genug Kirschen essen, und die bereitgestellten Konservengläser mussten zum Teil leer bleiben. Es war aber auch ein harter Schlag für die Produktion. Diese erlitt infolge der grossen Ertragsmässigkeiten einen bedeutenden Einnahmefall, der schwer wiegt, weil die Aufwendungen für die Qualitätsproduktion (z. B. für die Schädlingsbekämpfung, die mit Erfolg durchgeführt worden ist) gross waren.

Es ist zu hoffen, dass in Konsumentkreisen für diese, wohl für alle Beteiligten unerfreuliche Entwicklung das nötige Verständnis aufgebracht wird.

Gegenwärtig findet man auf dem Obstmarkt neben den Walliser-Aprikosen inländische Frühäpfel und bald kommen auch unsere Birnen. Nebenbei gesagt, erhält der Produzent für die Klaräpfel jetzt, Ende Juli, zirka 40 Rappen pro Kilo. Zur Orientierung der Hausfrauen sei auch noch vermerkt, dass in einigen Wochen eine gute einheimische Zwetschgenernte zu erwarten ist. Wer seine Einmachgläser nicht mit Kirschen füllen konnte, wird Gelegenheit haben, sie für die Zwetschen zu verwenden.

Schweiz. Landfrauen Verband

Radiosendungen für die Frauen

5. bis 11. August 1951

sr. Montag, 6. August, bespricht Dr. Erika Holzer um 14 Uhr «Bücher für beschauliche Sommertage». — Donnerstag, 9. August, werden in der Sendung: «Notieren und probieren» folgende Themen behandelt: «Neuigkeiten». — Das Donnerstagsrezept. — Was möchten Sie wissen? — Die drei Wöchner. — Freitag, 10. August, 16 Uhr, liest Elisabeth Gerster die Novelle: «Bei den tanzenden Göttern».

Redaktion:

Frau El. Studerv. Goumoëns, St. Georgenstr. 66, abwesend.

Vertretung: Frau E. von Arx, im Stickerli 15, Zürich 48, Tel. (051) 52 53 79

Verlag:

Gesellschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Fr. Dr. E. Nägeli, Trolstrasse 28, Winterthur

TEMPO

Die Waschmaschine von besonderer Qualität und Leistungsfähigkeit



Ab Fr. 590.—

+ Wust

In Monatsmiete mit Anrechnung ab Fr. 29.15

mit oder ohne Menge
mit oder ohne Heizung
für Licht- oder Kraftstrom
für Wohnung oder Waschküche

Verlangen Sie eine Gratis-Demonstration bei Ihnen zu Hause

**KUHLSCHRANK
KLEINER**

Spezialgeschäft für Kühlschränke und Waschmaschinen
Badenerstrasse 119, Zürich 4
beim Bezirksgebäude, Ecke Grüngasse
Telephon 56 66 67
LUZERN - BERN - BASEL

Ambrosia

das beliebteste
Speiseöl und Kochfett

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerlei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Obst, Gemüse, Früchte

liefert frisch

Karl Haegeli - Zürich 4
Miltstrasse 114
Telephon 25 72 27 und 27 14 68



MÖRGELI
Käse, Fleisch, Wurstwaren
Zürich

Ueberwürfe
sehr schöne, mit Volant
Fr. 26.—

Peter Orbach
GERBERGASSE 2
beim Löwenplatz
Tel. 27 74 56

Der heimliche
Teerbaum
Marktgasse 19

Gipfelstube
W. BEUTSCH, SOHN
ZÜRICH



DITZLER
CONFITÜREN

munden wie «hausgemachte»!

Generälvertrieb:

Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import,
Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, BUCHS

90 %

aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im «Frauenblatt», das in der ganzen Schweiz, von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

SCHAFFHAUSER WOLLE



Wie Ski ohne Bindung, denk daran, ist ein Frühstück ohne Cacosan! Die Haco-Gesellschaft AG., Gümliigen, stellt dieses bewährte Nähr- und Kräftigungsmittel seit über 23 Jahren her. Grosse Büchse 500 g zu Fr. 3.30 überall erhältlich.